

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716)

Autor(en): **Nef, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **52 (1996)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was statt dessen vorkommt, ist eine Art Obstruentenneutralisierung: Wenn innerhalb eines Wortes oder an einer Wortgrenze zwei Obstruenten aufeinandertreffen, ist die Opposition Fortis/Lenis aufgehoben (die neutralisierten Obstruenten stehen dann rein lautlich den Fortes näher als den Lenes). Positiv ausgedrückt: Wenn von zwei Wörtern das erste auf einen einfachen Konsonanten endet und das zweite mit einem Vokal (oder auch etwa [l], [r]) beginnt, ist zu hören, ob der auslautende Konsonant des ersten Wortes eine Fortis oder eine Lenis ist.

- ⁹ Die Korrelation graphische Verdoppelung – Fortis ist so stark, dass in manchen standardsprachlichen Wörtern, die in den Dialekten kein Äquivalent haben, Doppel-b als Fortis /p/ umgesetzt wird, so öfter in *Ebbe*. Die Graphie <gg> entspricht im Schweizerdeutschen übrigens ausschliesslich /k/, während <k> einer Affrikate /kx/ zugeordnet ist.
- ¹⁰ /s.s/ ist in der Standardaussprache nicht länger als /s/, dies im Gegensatz zum Schweizerdeutschen, wo – wie in Fussnote 6 schon angesprochen – Fortes im Silbengelenk deutlich gelängt sind. In der schweizerisch gefärbten Aussprache der Standardsprache ist /s.s/ wie in den Dialekten lang.
- ¹¹ Entsprechend unterlaufen weniger routinierten Schreibern gar nicht so selten Fehlschreibungen wie greiffen, lauffen; diese Schreibungen passen genau zur dialektalen Syllabierung.
- ¹² Bei den schweizerischen Typografenlehrlingen, die ich im Hinblick auf die Buchproduktion in der Eszett-Schreibung unterrichtete, beobachte ich immer wieder, dass auch diejenigen, die die Eszett-Regeln eigentlich perfekt beherrschen, in der Trennung Eszett in Doppel-s auflösen: reißen → reis-sen. Die dialektale Silbengelenk-Regel ist also so stark, dass sie das angelernte Wissen überspielen kann.
- ¹⁵ Bei der gänzlichen Grossschreibung von Wörtern begegnen einem immer öfter (typografisch hässliche) Wortformen mit Eszett: GRÜBE, HEIßEN. Dabei spielt sicher mit eine Rolle, dass die meisten Computerprogramme bei der Umwandlung von Minuskeln in Majuskeln das Eszett nicht berücksichtigen.

Vorabdruck von: Gallmann, Peter (1996): «Warum die Schweizer weiterhin kein Eszett schreiben». In: Augst, Gerhard / Blüml, Karl / Nerius, Dieter / Sitta, Horst: Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. Wissenschaftliche Begründung und Kritik. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik).

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716)

Aspekte seiner Sprachphilosophie

Von Ernst Nef

Die Sprachphilosophie ist kein Hauptgegenstand von Leibniz' Denken. Mit Leibniz' Namen verbindet man etwa die Idee der Monaden und der Monadologie, die Idee der «prästabilierten Harmonie» und natürlich die Infinitesimalrechnung, die er 1675 erfunden hat. Dennoch scheint mir der 350. Geburtstag dieses grossen Philosophen und Wissenschaftlers, den man als den ersten modernen deutschen Philosophen bezeichnen kann, ein guter Anlass für den «Sprachspiegel», auch einmal auf seine Sprachphilosophie wenigstens skizzenhaft einzugehen.

Leibniz war ein Universalgelehrter; nicht nur in dem Sinne, in dem es früher eben noch Universalgelehrte, wie etwa Leonardo da Vinci und andere, gab, die annähernd das gesamte Wissen der Naturwissenschaft und Philosophie ihrer Zeit in sich vereinigten und vorantrieben, welches Ansinnen ja heute bei der Fülle und der Vielgestaltigkeit des Wissens unserer Zeit nurmehr reine dilettantische Arroganz wäre.

Zwar war der Mathematiker, Naturwissenschaftler, Philosoph Leibniz auch in diesem üblichen Sinn ein Universalgelehrter. Er war jedoch zudem ein Universalgelehrter in umfassend theoretischer Absicht. Leibniz drang nicht nur wie ein hervorragender Fachgelehrter in die verschiedensten Wissensgebiete ein und erweiterte sie (eben z.B. Infinitesimalrechnung); es ging ihm darüber hinaus um eine grosse Synthese aller Einzelwissenschaften, deren Studium ihm eigentlich nur Grundlage, Material war für eine beabsichtigte *scientia generalis*, eine «allgemeine Wissenschaft», das heisst eine fundamentale, allumfassende Grund- oder Universalwissenschaft. In ihr sollten in widerspruchsfreier Begrifflichkeit Metaphysik, Theologie, Mathematik, Physik und alle überhaupt möglichen Natur- und Geisteswissenschaften aufgehoben sein. Der fromme Leibniz glaubte damit nicht nur, Gott zu dienen (was er häufig betont), indem er dessen vernünftiger Weltordnung auf der Spur war und zur Anerkennung verhalf; er wollte damit auch seine Zeit, die von politischen und religiösen Wirren gekennzeichnet war (Dreissigjähriger Krieg), durch diese Universalwissenschaft, die dann in Praxis umschlagen würde, zu Harmonie und Einheit führen.

Leibniz' grossartiges Unterfangen ist in verschiedenen Entwürfen steckengeblieben. Seine prinzipielle Haltung, die es stets auf etwas noch Grundsätzlicheres, auf eine Art Tiefen- oder Grundform abgesehen hat, ist jedoch in seinem ganzen denkerischen Bemühen festzustellen; auch in seiner Sprachphilosophie.

Das lässt sich an einem sehr einfachen Beispiel zeigen. Es stammt aus der Diskussion, die Leibniz mit dem englischen Philosophen Locke in seinem erkenntnistheoretischen Hauptwerk, den «Nouveaux Essais sur l'entendement humain» (1705) – Leibniz hat den Grossteil seiner Schriften auf französisch und lateinisch verfasst –, geführt hat. Es geht um die englische Konjunktion *but*. Locke hatte empirisch vier verschiedene Gebrauchsarten, Funktionen dieser Konjunktion, je nach den Satzverhältnissen, herausdividiert. Leibniz gibt sich damit aus Prinzip nicht zufrieden: Solch eine «abstrakte Erklärung» genüge nicht; man müsse vielmehr zu einer einheitlich einsetzbaren Umschreibung, einer konkreten Grundform, kommen, die dann die grundlegende «Regel» der Redebedeutungen enthalte. Dem folgend, stellt Leibniz fest, dass *but* in allen Fällen sich mit «und nicht mehr» umschreiben lasse.

Was Leibniz hier an Locke bemängelt, und was er dann selber zu finden sich anschickt, entspricht im Prinzip genau seiner bereits erwähnten wissenschaft-

lichen Grundformsuche: Er führt die von Locke angenommenen vier verschiedenen Funktionen von *but*, gleichsam die vier abstrakten Oberflächenfunktionen, auf eine diesen zugrundliegende, einheitliche, konkrete Grundform zurück. Methodisch kommt dieses Verfahren, das Leibniz als erster prinzipiell formuliert hat, in der Linguistik auch heute noch zur Anwendung.

In Leibniz' *scientia generalis*, seiner Utopie einer allumfassenden Universalwissenschaft, hat auch die Sprache ihre entsprechende Bedeutung: Für eine *scientia generalis* muss eine *characteristica universalis*, eine universelle Zeichengebung, also eine Universalsprache, gefunden werden. Nicht im entferntesten denkt Leibniz dabei an eine Art Esperanto; das wäre ja, in seinem Sinne geredet, bloss das Konstrukt einer universellen sprachlichen Oberflächenmischung. Er versuchte vielmehr, auf eine allen verschiedenen Sprachen zugrundeliegende Ursprache zurückzugehen, die er *lingua adamica*, Sprache Adams, nannte. Wiederum die Suche nach einer konkreten Grundform!

Diese Ursprache würde logisch vollkommen und auch historisch ursprünglich, eben die Sprache Adams, sein, die also gleichsam am Anfang der Geschichte zu entdecken wäre: In Leibniz' Verständnis sind die erstrebten allgemeinen Grundformen der Wissenschaft wie der Sprache eben nicht spekulative Erfindungen des Menschen, nicht bloss «Erzählungen» im Sinne Derridas, sondern im Grunde bereits vorhanden und durch die Vernunft zu entdecken. Und wie die *scientia generalis* die Geschichtlichkeit der Wissenschaften aufhobe, würde durch die Ursprache die Geschichtlichkeit der Sprachen hinfällig. Mit dieser Geschichtslosigkeit als Ziel der Arbeit der Vernunft ist Leibniz ganz Kind seiner Zeit, des Barockzeitalters.

Bis zur endgültigen Erreichung dieser Grundsprache versuchte Leibniz dann zunächst einmal aus dem Latein, der Gelehrtensprache seiner Zeit, ein «vernunftgemässes Latein» zu machen, in welchem die logischen Verhältnisse zu angemessenem Ausdruck kämen als in der wirklichen historischen Sprache der Römer.

Wie utopisch und wohl auch gar nicht wünschbar uns heute die Idee einer solchen Grundsprache anmutet: Noam Chomsky hat in unserer Zeit mit seiner generativen Transformationsgrammatik, die allerdings mittlerweile wieder ein bisschen aus der Mode gekommen ist, ja Ähnliches versucht, indem er in seinen «Syntactic Structures» (1957) und «Aspects of the Theory of Syntax» (1965) zwar nicht konkret auf eine allgemeine Grundsprache aus war, aber immerhin auf die den Einzelsprachen zugrundeliegenden, allgemeinen syntaktischen Grund- bzw. Tiefenstrukturen; freilich auch ohne den festen Glauben Leibniz' an das Gottesdienstliche solcher vereinheitlichenden menschlichen Vernunftarbeit.